



IGAL SHAMIR

HITLERS  
**VIOLINE**

Roman

ZSOLNAY

## Prolog

Gustav Schultz trug seine Uniform. Deshalb ging die Frau vor ihm jetzt auch schneller, weil sie nicht von einem deutschen Offizier eingeholt werden wollte. Wegen der Wehrmachtsuniform drehten sich die Leute nach ihm um, und sie war auch der Grund, warum ihn die Pariser Kinder ängstlich ansahen. Sobald er auf die Straße trat, blickte er der stillen Verachtung der Franzosen ins Auge: Eindringling, Folterknecht, Fridolin, boche. Ein ständiger stummer Angriff auf sein Selbstwertgefühl.

Aber er hatte Wichtigeres zu tun, als sich mit solch unerfreulichen Gedanken zu belasten.

Sein Leben war dabei, eine vollkommen unerwartete Wendung zu nehmen. Und er hatte viel erlebt, seit er 1933 an der Hochschule für Musik in Berlin den ersten Preis gewonnen hatte, damals noch unter der Leitung des berühmten Adolf Busch. Die Jahre waren wie im Traum verflogen, weil er sich ausschließlich der Musik und der Violine gewidmet und versucht hatte, dieses Instrument zu beherrschen, als wäre es nicht einfach ein Gegenstand, sondern ein Lebewesen, eine Verlängerung seiner selbst. Von diesen Studien stark beansprucht, hatte er vom Aufkommen des Nationalsozialismus und dem unweigerlich näherrückenden Krieg nicht sehr viel wahrgenommen.

Wenn er jetzt schneller ging, dann nicht, weil er die Frau einholen wollte, sondern um zügig in das Archiv der Schola Cantorum zu gelangen, diese berühmte französische Musikhochschule, die gegen Ende des 19. Jahrhunderts von Vincent d'Indy gegründet wurde. Eine Entdeckung hatte Schultz in

einen bislang ungekannten Rauschzustand versetzt. So musste sich ein Goldsucher fühlen, wenn er auf eine Ader traf, oder ein Mathematiker, wenn er nach jahrelanger Arbeit eine neue Formel entdeckte. Diese alten Dokumente dürften sogar dem Reich zu Ruhm verhelfen.

Am Eingang zur Schola Cantorum angelangt, ließ er der Frau den Vortritt, betrat den Innenhof und stürmte die Treppe zu seinem Arbeitszimmer hinauf.

Dort erwartete ihn eine Überraschung, die ihn mit einem Schlag in seine Zeit am Konservatorium zurückversetzte. Damals war die Zukunft für ihn noch unbestimmt und voll endlos vieler Möglichkeiten.

Äußerlich hatte sich Franz Becher nicht verändert, allerdings strahlte er jetzt eine Autorität aus, die von seiner Oberleutnantsuniform und den gewienerten Stiefeln, deren Absatz auf dem Schreibtisch lagen, unterstrichen wurde. Als Gustav das Zimmer betrat, sprang er martialisch auf und stand plötzlich kerzengerade vor ihm, als hätte ihn ein geheimer Mechanismus auf die Beine gebracht. Wann hatte er ihn zuletzt gesehen? Auf jeden Fall lange vor der Kriegserklärung; aber er hatte seine Karriere innerhalb der Wehrmacht verfolgt und auch erfahren, dass Franz Adjutant von Feldmarschall Keitel, dem Oberkommandierenden der deutschen Streitkräfte, geworden war. Ihm wäre das Herz gebrochen, wenn er seine Violine hätte aufgeben müssen; aber Franz Becher war ein Machtmensch und suchte nach neuen Herausforderungen, als er eingesehen hatte, dass aus ihm kein großer Virtuose werden würde.

Nachdem sie sich einen kurzen Augenblick taxierte hatten, umarmten sich die beiden Männer, nicht ohne vorher mit ausgestrecktem Arm den Hitlergruß ausgetauscht zu haben.

Gustav hätte darauf gern verzichtet, aber das schien ihm in Gegenwart von Keitels Adjutanten undenkbar.

»Paris bekommt dir gut«, stellte Becher fest und ließ seinen Freund nicht los. »Ist es nicht großartig, dass wir uns hier wiedersehen und wie zu Hause fühlen können?«

Er strahlte das zufriedene Selbstbewusstsein eines Erobers aus, der seine Ziele endlich erreicht hatte. Ganz bestimmt beachtete Becher auf der Straße nicht die Blicke der Kinder oder die Reaktionen der Pariser Zivilisten.

»Wir vergessen unsere Talente nicht, musst du wissen«, fuhr Becher fort, als könnte er die Gedanken von Schultz lesen. »Hast du deine Violine dabei?«

Jetzt musste der Geiger laut lachen – und auch Franz Becher merkte plötzlich, wie überflüssig diese Frage war. Denn Schultz machte keinen Schritt ohne sein Instrument, und es verging kein Tag, ohne dass er darauf spielte. Es war eine *Klotz*, die ihm seine Eltern geschenkt hatten, als er den ersten Preis gewonnen hatte; den Preis, mit dem er sich Bechers Respekt erworben hatte. Die *Klotz* waren nicht so bekannt wie die Stradivari, hatten aber einen vergleichbar kristallklaren Ton wie die italienischen Geigen.

»In einer halben Stunde musst du gepackt haben. Heute Abend wirst du vor lauter hohen Tieren auf einem französischen Landschloss spielen. Und ich fahre dich dorthin.«

»Aber ...«

»Kein *Aber*, Gustav«, unterbrach ihn Franz mit einer Unnachgiebigkeit, die er nicht an ihm kannte. »Und stell keine Fragen, ich werde sie nicht beantworten. Denk dir einfach, dass es sich um eine einzigartige Gelegenheit für deine Karriere handelt. Und dass du heute Abend für unser Vaterland spielst. Franz Becher vergisst seine Freunde nicht, ich habe sofort an dich gedacht. Wo hast du deine Sachen?«

»In der Rue des Pyramides«, sagte der Musiker mit zaghaftem Widerspruch in der Stimme.

»Dann gehen wir jetzt da hin. Und sieh zu, dass du nichts vergisst, weil wir hierher nicht mehr zurückkommen.«

Ehe er das Zimmer verließ, nahm Gustav Schultz seine Aktentasche und packte die Papiere ein, die das Ergebnis seiner Nachforschungen dokumentierten. Franz Becher wusste gar nicht, wie recht er damit hatte, als er von einer einzigartigen Gelegenheit für seine Karriere sprach. Vielleicht war jetzt endlich der Moment gekommen, um eine Versetzung nach Venedig zu beantragen und möglicherweise seine Entdeckungen zu belegen. Denn die Geschichte, die dreihundert Jahre zurücklag, hatte sich im Wesentlichen in der Stadt der Dogen abgespielt.

Erst Paris, nun Venedig. Der Krieg schien für ihn eine Reihe von Forschungsreisen bereitzuhalten.

Nachdem sie die Porte d'Orléans hinter sich gelassen hatten, lenkte der Fahrer den schweren Mercedes auf eine Landstraße Richtung Süden. Der Anblick der Limousine hatte Schultz erñüchert: Dieses Fahrzeug zerstörte den feierlichen Augenblick, der ihn erwartete. Trotz der Freundlichkeiten, mit der ihn Franz Becher überschüttete, war ihm unwohl, und er schwieg zum leisen Surren des Motors.

Sein Instrument lag im Geigenkasten auf dem Sitz zwischen Becher und ihm. Die Ledertasche mit den wertvollen Dokumenten, die er von den hochrangigen Vertretern des Reichs begutachten lassen wollte, zu seinen Füßen. Er fürchtete sich vor dem heiklen Moment, in dem er sein Gesuch vortragen konnte. Ob Keitel bereit war, sich seine Bitte anzuhören? Sollte er sich weigern, wäre jede Hoffnung auf eine Reise nach Venedig zunichtegemacht. Nachdem er zunächst

überlegt hatte, Becher über seine Absichten zu informieren, hatte er diese Idee dann wieder verworfen: Sein Freund war ein befehlsgeohnter Soldat, dem jede Spontaneität fremd war. Er hätte ihn vermutlich höchstens entmutigt und ihm geraten, sich auf seine Rolle zu beschränken – und einfach nur Geige zu spielen.

»Ich weiß schon, dass ich einfach nur spielen soll«, sagte Schultz schließlich, um seinen Gedanken Raum zu geben. »Aber ich habe bereits einige Wochen lang nicht mehr vor Publikum gestanden. Und dann so plötzlich vor dem Feldmarschall meine Geige zu nehmen und spielen zu müssen macht mir etwas Angst.«

»Erzähl mir nichts, ausgerechnet du mit deinem ersten Preis!«, witzelte Becher.

Aber diese Anspielung offenbarte nur noch mehr von seinem Unmut. Trotz seiner Bewunderung für den Freund und seiner eigenen Erfolge in der Wehrmacht hatte er sein Scheitern als Musiker nicht verwunden. Gustav Schultz wusste um diesen Zwiespalt und grübelte darüber nach. Dann fiel ihm plötzlich ein, dass er völlig vergessen hatte, darüber nachzudenken, was er eigentlich spielen wollte, und entschied sich, wie üblich, für etwas von Bach. Vielleicht auch ein Stück von Monteverdi, dem d'Indy den Beinamen »italienischer Wagner« gegeben hatte. Und falls ihn das Publikum um eine Zugabe bitten sollte, könnte er immer noch ein paar Noten von Rossi anspielen. Dann würde er seine Violine weglegen und zum Wesentlichen kommen.

»Du hast gesagt, wir brauchen für die Fahrt fünf Stunden. Wenn wir ankommen, bin ich todmüde. Wohin fahren wir eigentlich?«

»Das wirst du schon noch sehen. Denk nur an Mozart – der ist mit einer Pferdekutsche auf holprigen Wegen durch